

Eine Insel gebiert sich in den Kopf hinein

Autor(en): **Meyer, Marguerite**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **30 (2023)**

Heft 337

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1047699>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Terrassierte Haine im Norden der Insel – gegen Erdbeben und auf den Zugang mit Pferden ausgelegt.

Eine Insel gebiert sich in den Kopf hinein

Wie sich das ägäische Lesbos bei jedem Besuch vielschichtiger zeigt. Und warum ich mich als Journalistin für jene Menschen interessiere, die die drittgrösste griechische Insel als ihre Heimat bezeichnen.

Text: MARGUERITE MEYER,
Bilder: SUSANNE GOLDSCHMID



Zum Greifen nah: Ein bisschen Ägäis, dann die Türkei.

Betrachtet man die Dinge von Nahem, werden sie plötzlich grösser. Man sagt ja nicht umsonst: etwas unter die Lupe nehmen. Was schwarz-weiss erschien, öffnet sich zu einem Fächer von abgestuftem Grau. Das Leben wird vielschichtiger, spannender – fassbarer und gleichzeitig komplexer und schwieriger zu verstehen.

So ergeht es mir derzeit mit der griechischen Insel Lesbos. Ich reise seit einiger Zeit beruflich öfter dorthin. Und jedes Mal, wenn ich da lande und versuche, diesen Ort zu greifen, verstehe ich ihn besser und gleichzeitig etwas weniger. Das klingt seltsam, ergibt aber total Sinn.

Moment, werdet ihr vielleicht denken – wart mal, Lesbos ist doch diese eine Insel, diese Hölle auf Erden? Mit den Ertrunkenen und Rettungswesten-Friedhöfen, auf denen sich Berge von orangem Polyester stapeln, und den Kindern, die im Schlamm steckenblieben in einem Geflüchtetenlager, das den Namen nicht verdient?

Ja, genau diese Insel. Seit anderthalb Jahren reise ich mit meinen Kolleginnen, den Filmemacherinnen Sonja Kilbertus und Avra Georgiou, regelmässig dorthin. Wir arbeiten als schweizerisch-griechisches Team an

einem Dokumentarfilm fürs Kino. Ah ja klar, eh über die Flüchtlingskrise, sagen die Leute in der Schweiz jeweils, wenn ich das erzähle. Schlimm, sagen sie, und manchmal auch «Frontex ist scheisse» oder «No borders, no nations». Zugegeben, das ist ein bisschen verkürzt wiedergegeben – but you get the picture.

Nein, sage ich dann jeweils, nein, es ist kein Film über die Flüchtlingskrise, auch wenn sie natürlich vorkommt, vorkommen muss – weil man diesen Ort nicht erzählen kann ohne sie. Es ist ein Film über Heimat, und über die Menschen, die sich eine Heimat schaffen, an ihrer Heimat schaffen, und sie mit ihrem Wirken auf unterschiedliche Weise in die Zukunft bringen wollen.

Bloss nicht auf dem Olivenöl ausrutschen

Da gibt es jene, die ihre Jobs in der Tech-Branche aufgegeben haben und zurückgekehrt sind. Da gibt es jene, die sich allem zum Trotz gegen die Abwanderung entschieden haben. Die sich dem Land widmen, sich auf alte Rezepte der Kreislaufwirtschaft besinnen. Jene, die modernste Technologien versuchen einzuführen und neue Märkte für ihre Produkte erschliessen. Jene, die vor 30 Jahren ankamen und die Gebäude der Insel gebaut haben. Und ein paar wenige, die vor einigen Jahren in Booten ankamen und nicht wie die meisten weitergezogen sind, sondern bleiben wollen, auch wenn sie hier persönlich durch die Hölle gegangen sind.

Wenn man an einen Ort geht, der vor allem für Leid und Schande bekannt ist, kann man sich entweder in dieses Leid knien. Oder man läuft Gefahr, um jeden Preis «die andere Seite» zeigen zu wollen: die Lebensfreude und das Olivenöl und die kleinen Gassen und die Katzen in den kleinen Gassen. Und rutscht hilflos ins Romantisieren ab.

Viele Menschen, mit denen wir sprechen, freuen sich über unser Vorhaben. Manche – Gewerbler, Ladenbesitzerinnen, Tourismusveranstalter – erwarten sich einen PR-Film, um die Wirtschaft anzukurbeln. Andere lachen: «Wie willst du einen Ort wie diese Insel in einen Film packen?» Eine junge Afghanin, mit der ich mich im Flugzeug unterhielt, warf mir einen langen, spöttischen Blick zu und meinte: «Die Wahrheit, die du nicht siehst – sie ist hässlich.» Vermutlich sind all diese Perspektiven richtig. Schaut man näher hin, wird aus dem Schwarzweiss ein Fächer an Grau.

Die Unendlichkeit als Limit

Eine Insel ist zugegeben ein besonderer Ort. Sie gebiert sich aus dem Meer, aus dem ewigen Rauschen, das morgens bläulich und abends rötlich mit dem Dunst verschwimmt. Der Horizont weit, das Licht besonders – sanft erheben sich die Hügel aus der Ägäis, deren Wasser klar und tiefblau ist. Eine Insel ist ein Ort, der

sich in der Unendlichkeit des Meeres wiederfindet und sich durch seine Umrisselimitiert. Vielleicht ist es deshalb ein Ort, an dem – wenn sich etwas von globaler Bedeutung niederschlägt – alles viel konzentrierter geschieht. (Wobei: Vielleicht passiert das an allen Orten, die nicht die Schweiz sind – die ja auch eine Insel ist, die sich gerne fernab vom Geschehen treiben sieht, leider ohne Meer.)

Blinzelt man vom nördlichen oder östlichen Teil der Insel über die Meerenge, sieht man die Türkei – gefühlt könnte man den Arm ausstrecken und hinüberfassen. Ich hörte von Menschen, die übers Wasser getindert, sich per Boot zum Date getroffen haben und seither eine griechisch-türkische Beziehung führen. Und ich hörte von Menschen, die sich ständig sorgen, dass die türkischen Truppen eines Nachts vor der Türe stehen – eine Sorge, die angesichts der Äusserungen des türkischen Staatschefs Erdoğan berechtigt ist.

Auf dieser Insel spürst du die Welt unmittelbar, meinte ein Bekannter beim Bier, und es stimmt: Selbst als wiederkehrender Besucherin ergeht es mir so. Diese Spannweite an Realitäten auf so kleinem Raum. Du sitzt in einer Bar und sprichst mit einem Frontex-Mitarbeiter und einer NGO-Juristin – und kriegst, wenn du mal innehältst, das alles im Kopf nicht zusammen. Und merkst, dass du selber zuhause – auf deiner eigenen Insel – im Alltag die Dinge ausblendest, weil du sonst wahn-sinnig würdest oder zumindest nicht durch Arbeit, Wäsche und Beziehungen kämst. Und der Groschen fällt, dass halt für Menschen, die auf Lesbos leben, vieles Alltag geworden ist, das uns schreckt. Wo wir hingegen hinschauen und wieder wegschauen können.

Liebeslyrik, herztief

Wer sich nur ein bisschen mit der europäischen Migrationspolitik der letzten Jahre auseinandergesetzt hat, weiss, was für schreckliche Dinge auf dieser Insel und an anderen europäischen Aussengrenzen passieren – ethisch bedenklich, und auch gegen das verbrieft Gesetz. Es sind menschengemachte Katastrophen, sie sind nicht vorbei. Es ist recht einfach, die europäische Migrationspolitik zu kritisieren. Weniger einfach ist es, eine der Gruppen zu sein, die damit leben muss: als Geflüchtete natürlich – und als Einwohnerin eines Ortes, der – in den Worten vieler – «für Europa geopfert wurde». Wo mir einer unverblümt sagt: «Wir waren es, die die toten Babys aus dem Wasser zogen. Um dann von euch von oben herab erklärt zu bekommen, was wir alles falsch machen.»

Es sind menschengemachte Katastrophen – und Menschen versuchen, so gut es geht damit umzugehen. Manche wenden sich rechtsradikalen Demagogen zu, manche wenden sich ab. Manche bauen an neuen kommunitären Strukturen. Viele wandern ab, andere bleiben.

Diese Insel ist ein Ort, an dem die grossen europäischen Krisen unter dem Brennglas verstärkt werden. Wo es süsse Katzen gibt und unglaublich gutes Olivenöl. Wo Bäuerinnen gegen Desertifikation ankämpfen, wo der Tourismus sich langsam erholt, wo unklar ist, was als Nächstes passieren wird. Wo die Dichterin Sappho vor 2500 Jahren Liebeslyrik schrieb, die sich beim Lesen immer noch ins Herz bohrt. Wo derzeit in den Wäldern ein abgeschottetes, gefängnisartiges Lager gebaut wird, damit in Buchs und St.Margrethen weniger Asylanträge gestellt werden. Wo ältere lesbische Frauen im Westen der Insel eine Community gefunden haben (ja, wegen Sappho). Wo man sich freut über eine neue Strasse und über wiederkehrende Tourist:innen, auch wenn man sich ein wenig über die Niederländerinnen und die Deutschen lustig macht (verständlich, die Sandalen!). Wo man sich über Politiker:innen nervt und dass Administratives immer zu lang dauert. Wo sich 20 Millionen Jahre alte versteinerte Bäume über einen Hügel streuen. Wo die kleine Inselhauptstadt Mytilini so tut, als sei sie eine Grossestadt, und man merkt, dass das Dorfgetratsche genauso belanglos und einengend ist wie überall.

Dieser Text hat keine Moral und keine Message, die er unbedingt weitergeben möchte. Vielleicht ist er auch ein bisschen wirrer als geplant, weil ich zu viel hineinpacken möchte. Vielleicht ist es einfach meine eigene Ausleerung, und ihr müsst beim Lesen da mit mir durch. Nun denn, dann ist es ein Einblick ins Hirnen während eines mehrjährigen Projektes, wo man immer wieder aufdröselnd und zusammenfügt und zweifelt und versteht – und immer wieder an den Punkt kommt: Wo anfangen? Was machen wir hier eigentlich? Wo soll das hinführen? Work in progress, sozusagen, you're welcome.

MARGUERITE MEYER, 1985,
ist Journalistin und Autorin aus Zürich.

Sie ist Teil des Teams um den
Dokumentarfilm mit dem Arbeitstitel
«Re-Inventing Lesbos».
SUSANNE GOLDSCHMID, 1977, ist Fotografin
aus Bern und hat das Team begleitet.